

Darf's etwas mehr sein? Gemeinwesenorientiertes Wirtschaften: (nicht nur) weniger, langsamer und schöner

A little more? Community oriented economics: less, slower, more beautiful

Summary:

„Solidarity based economics‘ – ‚participatory economics‘ – ‚community oriented economics‘. The names are varied. So too are the ideas behind them, yet it is however possible to discover a not insignificant common denominator: economic activity which is foresight- and need oriented, collective work and collective distribution of the fruits of labour.

A sharp distinction should be made between these approaches which are frequently also described as ‚economics from below‘ and those sub-classifications such as the third sector which are sometimes stylised as models for the future – a low pay sector for those excluded from the main labour market.

It is not uncommon for the concept of labour developed by feminists to be used to that end, a concept which unlike traditional definitions includes both paid and unpaid work. To propagate this is, however, to promote upgrading without real change. Such a sector would represent no more than repair work for the damage caused by neo-liberalism and would moreover be state controlled rather than self organised. By contrast, ‚community oriented economics‘ criticises the fact that mere existence is dependent on wage income and that people have to adapt themselves to the economy rather than vice versa.

It's no easier to establish the dividing line in actual practice. The Argentine example shows this all too clearly: People there are fobbed off less than 50 Euro per month – and that in Buenos Aires, a city with price levels similar to those in Europe. A clear case of poverty management. Neka Jara of the movement of the unemployed MTD Solano emphasises the positive experiences however, „Solano is a movement which organises self-management. For us work is a possibility of changing reality. There isn't a boss telling us what has to be done, instead we are discovering how work allows us to construct the world. We had to create our reality anew“.

„Weniger, langsamer, schöner?“ lautet der Titel meines Workshops, doch was die Kölner Sozialwissenschaftlerin Carola Möller, die zu den Themen Frauen und Arbeit seit Jahrzehnten entscheidende Denkanstöße gibt, unter feministischer Ökonomie versteht und „gemeinwesenorientiertes Wirtschaften“ genannt hat, geht in seiner Utopie weit darüber hinaus. Bevor ich ihren Ansatz darlege, möchte ich allerdings noch kurz auf die Frage eines männlichen Teilnehmers im Plenum eingehen: „Was macht das Weibliche an einem Ökonomieansatz aus?“ Lieber würde ich es aber „das Feministische“ nennen: „Was macht das Feministische an einem Ökonomieansatz aus?“ Seit ihrer Gründung 1993 bin ich in der International Association for Feminist Economics (IAFFE). Dort treffen sich Neoklassikerinnen mit Keynesianerinnen und Spieltheoretikerinnen auf Marxistinnen. Diese ökonomischen Ausrichtungen ergeben gemischt mit den verschiedenen feministischen Strömungen (liberal, differenztheoretisch, konstruktivistisch, diskursanalytisch etc.) recht multiple Möglichkeiten: Das alles ist feministische Ökonomie! In Carola Möllers Ansatz des „gemeinwesenorientierten Wirtschaftens“, mit dem sie auf breite Resonanz gestoßen ist, lassen sich viele der in der Neuen Frauenbewegung formulierten feministischen Grundsätze wiederfinden: Vor allem zu nennen sind der herrschaftsfreie Umgang untereinander, die gleichberechtigte Anerkennung aller Tätigkeitsformen und – sofern dies als feministisches Thema verstanden wird – die Ökologie.

Im einzelnen sind es folgende Grundsätze:

- an den eigenen Bedürfnissen ausgerichtet bedarfsorientiert sein
- an vorhandenen Qualifikationen anknüpfend und die Erweiterung von Qualifikationen fördernd
- selbstversorgend sein (dies ist nicht absolut gemeint und nach 500 Jahren Ausbeutung des globalen Südens auch nicht unproblematisch, da es heißen könnte, sich mit dem angehäuften Reichtum abschotten zu wollen)
- vorwiegend lokal organisiert sein, ohne jedoch Vernetzungen zu anderen, auch überregionalen, Einheiten auszuschließen
- ökologisch sinnvoll mit Ressourcen umgehend, um so ein Vorausdenken für die kommenden Generationen zu garantieren
- auf „nicht-patriarchaler Arbeitsteilung“ beruhend in dem Sinne, dass der Stellenwert der einzelnen Tätigkeiten wie auch die Einflussmöglichkeiten der dort Arbeitenden auf den Gesamtprozess gleichgewichtig sind (Michael Albert macht in seinem Ansatz einer „partizipativen Ökonomie“ deutlich, dass dieser Anspruch über rein formale Gleichheit hinaus geht: Jemand, der immer geistig fordernde Arbeit verrichtet, wird sich bald im gemeinsamen Entscheidungsprozess ganz anders durchsetzen können als eine, die zum Beispiel nur Putzarbeiten übernimmt. Daraus schlussfolgert Albert, dass monotone und herausfordernde Arbeiten auf alle gerecht verteilt werden müssen.)
- basisdemokratisch und kollektiv selbstbestimmt Entscheidungen treffend (mit Hilfe von Delegation, Rotation und Konsensentscheidungen)
- sozial kompetentes, kooperierendes und solidarisches Handeln als notwendige Grundeinstellung erlernbar machend

Kurz: ein basisdemokratisch organisiertes, bedürfnisorientiertes vorsorgendes Wirtschaften, welches auf eine neue Lebensqualität zielt.

Die theoretische Abgrenzung wird allerdings schwierig. Viele jener als „Wirtschaft von unten“ bezeichneten Ansätze – wie „Eigenarbeit“, „Bürgerarbeit“ oder „Dritter Sektor“ – sind nichts als Beschönigungen eines Niedriglohnsektors für jene, die vom ersten Arbeitsmarkt ausgeschlossen werden. Selbst der Begriff „gemeinwesenorientiertes Wirtschaften“ von Carola Möller wird inzwischen für die neoliberale Vorstellung von einem zweiten Arbeitsmarkt missbraucht. Unterschichtungen werden so zu Zukunftsmodellen stilisiert. Dafür wird der von Feministinnen entwickelte Arbeitsbegriff benutzt, der im Gegensatz zum traditionellen bezahlte und unbezahlte Tätigkeiten einschließt. Doch wird dabei eine Aufwertung ohne Veränderung propagiert. Arbeitsverhältnisse werden forciert, aus deren Erlös sich die meisten darauf Angewiesenen – überwiegend Frauen – nicht ernähren können. Carola Möller nennt dies „Reparaturarbeiten“ der Schäden, die der Neoliberalismus produziert, zudem staatlich kontrolliert statt selbstorganisiert. In Abgrenzung von solchen Konzepten, für die ihr Begriff missbraucht wurde, spricht Carola Möller inzwischen selber lieber von „Versorgungswirtschaft“ oder „bedürfnisorientiertem“ Wirtschaften.

Die Abgrenzung in der Praxis ist nicht einfacher. Das argentinische Beispiel zeigt dies überdeutlich: Menschen, die bis Mitte der 60er Jahre im Fordismus lebten, wo selbst in der Arbeiterklasse den Männern Löhne gezahlt wurden, von denen ihre Familien gut leben konnten, in einer Stadt, deren Preisniveau dem europäischen gleich – diese Menschen werden

heute mit 40 Euro im Monat pro Familie abgespeist und sollen vier Stunden am Tag dafür arbeiten. Im Dezember 2001 war es in Argentinien zu einem Finanzcrash gekommen, so dass die Sparguthaben eingefroren wurden. Die Menschen gingen auf die Straße, schlugen die Bankenscheiben ein, zertrümmerten Geldtransporter und jagten innerhalb weniger Wochen einen Präsidenten nach dem anderen aus dem Regierungspalast. Diejenigen, die zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr über Ersparnisse verfügten, weil sie seit Mitte der 90er Jahre von der Arbeitslosenwelle erfasst worden waren, haben schon einige Jahre vorher begonnen, sich aus Nachbarschaftsversammlungen heraus selbst zu organisieren. Zuerst erkämpften sie, dass überhaupt eine monatliche Unterstützung gezahlt wird, und dann, dass sie als Bewegungen diese Arbeitszeit zumindest selbstverwaltet und kollektiv nutzen können. In meinem Buch „Aus der Not eine andere Welt. Gelebter Widerstand in Argentinien“ untersuche ich eine Hausfrauengewerkschaft in Santa Fe und einige gemischte Erwerbslosenbewegungen in Buenos Aires. Alle organisieren sich mehr oder weniger nach den vorhin genannten Grundsätzen: Sie versuchen, innerhalb ihrer Bewegungen solidarische Wirtschaftsstrukturen aufzubauen, ohne sie allerdings explizit als feministisch zu verstehen. Tatsächlich führen aber auch die gemischten Bewegungen diese Art der horizontalen Organisation nicht zuletzt auf den großen Anteil von Frauen zurück – dieser ergab sich, weil die Frauen Wege finden mussten, ihre Familien zu ernähren, während viele Männer aufgrund ihrer Erwerbslosigkeit depressiv wurden.

Selbstverständlich sind bei diesen Bewegungen nicht alle oben genannten Kriterien optimal erfüllt. Im einzelnen ergibt ein Abgleich mit diesen Folgendes:

- Bedarfsorientierung: in erster Linie wird nicht von der Nachfrageseite, sondern von der Angebotsseite bestimmt produziert, mit anderen Worten: die Menschen produzieren, was sie produzieren können. Dies hängt vor allem mit den beiden folgenden Punkten zusammen.
- Die vorhandenen Qualifikationen sind begrenzt und erstrecken sich weitgehend auf Nahrungsmittelproduktion, Kleidung und Schuhe, Tischlern und Kunsthandwerk. Gefördert werden die Menschen in ihren Qualifikationen dabei durchaus.
- Die zweite Beschränkung betrifft die Selbstversorgung. Diese wird obsolet, wenn die Produkte nicht unter Marktpreis hergestellt werden können. Genau das ist aber fast immer der Fall, wenn über den Markt Vorprodukte bezogen werden müssen, wie zum Beispiel Leder, Sohlen etc. für die Schuhe. Grund hierfür sind vor allem die Maquiladoras, jene Weltmarktfabriken, in denen der Lohnanteil an dem Preis für einen Markenschuh nur noch ein Prozent beträgt; gegen Billig-Varianten auf dem argentinischen Markt lässt sich nicht konkurrieren.
- Vorwiegend lokal wird zwangsläufig gewirtschaftet, da sich diese Wirtschaftsstrukturen aus den Stadtteilen heraus entwickeln und über keinerlei Vermarktungswege verfügen. Vernetzungen laufen inzwischen an, sind jedoch nur begrenzt sinnvoll, da sich überall die gleichen Produkte als rentabel herausstellen. Ein angedachter Schritt ist bei einigen, Europa als solidarischen Absatzmarkt zu erobern. Die Gefahr der Wiederholung kapitalistischer Produktionslogiken – und damit die Aufgabe der hier beschriebenen Kriterien – erscheint dabei jedoch sehr groß.
- Ökologisch sinnvoll mit Ressourcen umgegangen wird ebenfalls zwangsläufig, da aus der Not heraus alles vernutzt wird. Not und Überzeugung vermischen sich auch bei den biologisch betriebenen Gemeinschaftsgärten und dem Versuch, Medizin mit sanften Mitteln und vorbeugend einzusetzen – Pestizide und Medikamente sind teuer.

- „Nicht-patriarchale Arbeitsteilung“: Alle können frei wählen, welche Arbeiten sie übernehmen wollen – was schon mal zu nur mit Frauen besetzten Schneidereien oder nur mit Männern besetzten Tischlereien führt. Doch wird dies zunehmend aufgebrochen. Eine Hierarchisierung der Tätigkeiten ist nicht erkennbar.
- Basisdemokratisch: Konsens, Delegation, Rotation – all dies sind Mittel der Organisierung. Unterschiedliche Bildungsniveaus und politische Erfahrungen machen sicherlich Ungleichgewichte hinsichtlich der Einflussmöglichkeiten aus, doch zumindest in den politischeren Bewegungen wird dies zu ändern versucht; die Bedingung, dass jemand nicht nur Kopfarbeiten durchführen darf, gehört dazu.
- Solidarisches Handeln erlernbar machen: Die kapitalistische Tauschlogik in den Köpfen zu überwinden, ist bei einigen Bewegungen zentrales Ziel, und spielt sowohl in der täglichen Organisierung als auch in basisdemokratisch organisierten Workshops eine Rolle.



Friederike Habermann

Und was hat das mit uns zu tun?

Die US-amerikanische Feministin Kate Millet, Autorin von „Sexus und Herrschaft“, beschreibt in einem Artikel von 1998 ihre eigene Erkenntnis, dass sie plötzlich im Alter fast ohne Geld dasteht, sieht sich schon mit Plastiktüten und beklagt, dass die feministische Bewegung versäumt habe, die eigene Ökonomie zum Thema zu machen. Auch für Deutschland wird dies Zeit, nicht nur in der feministischen Bewegung. Vor kurzem habe ich gehört, es gebe in Deutschland zwei Arten von Menschen: Erwerbslose und solche, die Angst haben, erwerbslos zu werden. Inzwischen spricht man auch von „gefühlter Arbeitslosigkeit“. Seit ungefähr einem Jahr merken meine Freunde um mich herum, dass sie von ihren Renten später nicht werden leben können, und meine Freundinnen, dass sie es sich finanziell gar nicht leisten könnten, sich von ihren Partnern zu trennen. Hartz IV bedeutet einen weiteren Verarmungsschub, darunter für anderthalb Millionen Kinder – wer dabei an fehlende Markenklamotten denkt, liegt falsch: Allein ihre Sterblichkeit durch Unfälle liegt doppelt so hoch wie bei ihren wohlhabenderen Altersgenossen.

Das argentinische Beispiel lehrt uns zwar in erster Linie, dass wir es nicht so weit kommen lassen dürfen und uns vehement gegen den Abbau des Sozialstaats wehren müssen. Aber hinsichtlich des Versuchs, einen utopischen Überschuss zu leben – der Erprobung eines solidarischen Umgangs untereinander und der Erahnung einer anderen Welt – ist es ermutigend. Hier in Deutschland bestehen kaum Erfahrungen mit ökonomischer Solidarität, die sich bewusst der Verwertungslogik entzieht – so sehr halten wir es für selbstverständlich, dass nur diejenigen nehmen dürfen, die auch geben können, selbst wenn ihnen die Gesellschaft vermittelt, dass an ihrer Arbeits- und Lebenszeit sowie an ihren Fähigkeiten kein Interesse besteht. Aber es beginnt: In über 20 Städten in Deutschland existieren bereits Gratisringe, NutzerInnengemeinschaften und Umsonstläden, wo Bringen und Nehmen voneinander entkoppelt sind.

In diesem Sinne möchte ich abschließend Toty Flores aus Buenos Aires, einen Aktivist der Erwerbslosenbewegung aus dem Stadtteil La Matanza, zitieren: „Mit den Mitteln, die wir haben, glauben wir, dass wir die Welt verändern können. Das ist nicht möglich von einem Tag auf den anderen, sie verändert sich durch das alltägliche Leben. Ich glaube, dass sie hier verändert wird, dass sie in Europa verändert wird, dass sie in Afrika verändert wird. Soziale Bewegungen verändern sie, denn wenn nicht, sagen wir: Gut, jetzt reden wir, wie sie sein sollte, und andere müssen das machen. Ich glaube, dass es sehr wichtig ist anzufangen, sie zu verändern. In diesem Sinne ist es sehr wohl eine Alternative zu dem, was der Neoliberalismus will. Ich habe viel Vertrauen in das, was wir erreichen. Zumindest für mich hat sich die Welt verändert. Ich habe bereits eine andere Welt.“ Nicht für jede und jeden bedeutet die Praxis gemeinwesenorientierten Wirtschaftens gleich eine andere Welt. Doch etwas mehr Lebensqualität auf jeden Fall.